

Charles Nodier

Jean Sbogar



Flur Verlag



Paulin Guérin: Charles Nodier (1844)

### Charles Nodier (1780–1844)

war ein Mitbegründer der französischen Romantik und verkehrte mit berühmten Zeitgenossen wie Victor Hugo, Gérard de Nerval und Honoré de Balzac. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts führte er das Genre des Phantastischen in die französische Literatur ein.

Durch eine Tätigkeit als Bibliothekar kam Nodier in die Illyrischen Provinzen nach Laibach, heute Ljubljana. Dieser Aufenthalt inspirierte ihn zu *Jean Sbogar*, einem Roman, der verschiedene Strömungen der europäischen Romantik verbindet.

Charles Nodier

Jean Sbogar

Flur Verlag

Flur Verlag

Charles Nodier

# Jean Sbogar

Ein romantischer Räuberroman

Aus dem Französischen von August von Hogguer  
und Johannes Mumbauer, überarbeitet und teilweise  
neu übersetzt von Alexandra Beilharz

Flur Verlag

Copyright © 2024 Flur Verlag  
Alexandra Beilharz, Heidelberg

Lektorat: Lisette Buchholz

Umschlaggestaltung: skdesign, Köln

Titelbild: Theodor Hildebrandt: Der Räuber (1829)

Alte Nationalgalerie, Berlin

Umschlag innen: Paulin Guérin: Charles Nodier (1844)

Château de Versailles

Satz: buch4U Bernhard Heun

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe,

Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN 978-3-98965-101-2

[www.flurverlag.de](http://www.flurverlag.de)



Flur Verlag



## Vorrede<sup>1</sup>

Die Personen, die mich kennen, würden mir vermutlich ohne Mühe die Erklärung ersparen, dass diese Neuauflage einiger bescheidener und vom Publikum gänzlich vergessener Werke<sup>2</sup> nicht auf Eitelkeit beruht. Meine Lebenszeit schreitet voran; doch bin ich

---

<sup>1</sup> Das Vorwort hat Charles Nodier für die Ausgabe von 1832 geschrieben. Die erste Ausgabe von *Jean Sbogar* erschien 1818 anonym, doch wurde Nodier schnell als ihr Autor bekannt. (Diese und die folgenden Anmerkungen basieren größtenteils auf der kommentierten Ausgabe der Romane von Charles Nodier: *Romans*, hrsg. von Jacques-Remi Dahan et al. Paris: Classiques Garnier 2022)

<sup>2</sup> Der vom Autor verwendete Plural ist etwas irreführend, weil sich das Vorwort nur auf *Jean Sbogar* bezieht; die Ausgabe, der es vorangestellt ist, trug allerdings den Übertitel „Œuvres“.

noch weit entfernt von jener Epoche glücklichen Vergessens, in der man sich im Alter, wo man zu Kinderspielen zurückkehrt, wie Knirpse an Flitterkram erfreut. Diese späte Veröffentlichung folgt vielmehr schlicht einer Übereinkunft mit dem Buchhandel, und meine Motive, mir damit Erfolg zu wünschen, bedeuten nicht, dass ich mir Talent einbilde oder auf Ruhm hoffe.

Wird man mir nach diesen rhetorischen Vorsichtsmaßnahmen kluger Bescheidenheit, die vielleicht ein wenig Hochmut erkennen lassen, wie die Löcher im Mantel eines Philosophen<sup>1</sup>, gestatten, über die von der Presse hervorgerufenen Schriften zu sprechen, als ob sie noch in der Erinnerung ihrer früheren Leser existierten? Warum nicht, wenn aus der selbstgefälligen Rückkehr des Geistes eines Schriftstellers zu den Nichtigkeiten seiner Jugend eine kleine Anzahl von Anekdoten folgt, die verdienen, gelesen zu werden, sofern man nichts Besseres zu tun hat? In der heutigen Zeit universeller Verbreitung von Schriften hatten die Autoren von *Memoiren* und *Erinnerungen* oft Gelegenheit zu bemerken, dass sich an die Persönlichkeit ein Zauber knüpft und sich der Geist, von gewaltigen Gefühlen ermüdet, gern in die enge Sphäre kleiner individueller Eindrücke

---

<sup>1</sup> Anspielung auf eine Anekdote, der zufolge Sokrates über einen anderen Philosophen gesagt haben soll, er sähe durch die Löcher von dessen Mantel hindurch dessen Eitelkeit.

verflüchtigt. Im Übrigen werden solche Vorreden für jene verfertigt, die meine Romane lesen, und wer auch immer Zeit mit der Lektüre meiner Romane zu verlieren hat, ist geneigt, so denke ich, sie mir zu verzeihen.

Ich werde nicht erzählen, welche Umstände mich dazu brachten, 1818 den Roman *Jean Sbogar* zu veröffentlichen, den ich 1812 an den Orten konzipierte, die ihn inspiriert haben.<sup>1</sup> Es genügt mir, en passant zu erwähnen, dass ich damals den ersten Schritt zu einer sehr ernsthaften Berufslaufbahn eingeschlagen hatte und mir diese Überlegung verbot, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen. Die politischen Ansichten Jean Sbogars wären in der Tat eine schlechte Empfehlung gewesen für einen Mann, der in der Kleinen Tatarei politische Wissenschaften öffentlich lehren wollte; und es wird niemanden verwundern, dass der Autor, der trotz seiner Vorsichtsmaßnahmen bekannt wurde, dort ebenso wie sein Buch auf den *Index* gesetzt wurde. Anhand dieser Veröffentlichung wird man übrigens meine Fähigkeit, sich Konventionen anzupassen, ebenso beurteilen können wie jene zu eigennützigen Zugeständnissen, die mich in allen wichtigen Angelegenheiten meines Lebens geleitet hat.

---

<sup>1</sup> Es gab einen Vorgängertext mit dem Titel *Le Voleur*, den Nodier unter dem Eindruck von Schillers Drama *Die Räuber* bereits zwischen 1804 und 1807 verfasst hat.

Der Erfolg<sup>1</sup> entschädigte mich dieses Mal ein wenig für die Mühen der Kunst. Die Anonymität brachte mir Glück in den Zeitungen, wo man stets recht gern die flüchtige Mode einer neuen Schrift toleriert, sofern aus ihr nichts Rufschädigendes folgt. Der Eindruck, den die vorliegende Bagatelle<sup>2</sup> unmittelbar hervorrief, hatte im Übrigen nichts mit dem eigentlichen Verdienst des Buches zu tun. Er resultierte vielmehr aus der verbreiteten Anschauung, die Ereignisse der vergangenen Jahre hätten nach und nach zu Freiheitslehren geführt; und der Charakter meines Helden hatte mir erlaubt, zu ihrem aktuellen Ausdruck Theorien beizusteuern, für die Verantwortung zu übernehmen ich in jedem Punkt weit entfernt bin. Die Schrift war also einflussreich und wäre es heute womöglich noch mehr, wenn die Proletarier Romane läsen. Gern stelle ich mir vor, dass der Fortschritt der Zivilisation noch nicht so weit gekommen ist und dass die Träumereien meines Gracchus aus Spalato<sup>3</sup> auf die heute lebenden Gesellschaften nicht mehr

---

<sup>1</sup> Nach einer ersten Auflage mit 500 Exemplaren erschien schon zwei Jahre später eine zweite Auflage mit 1.000 Exemplaren. Es gab schon 1818 eine Theateradaption, die ein Jahr lang auf dem Spielplan des Théâtre de la Gaîté stand und mehrfach gedruckt wurde.

<sup>2</sup> Nodier stapelt mehrfach ironisch tief, wenn es um *Jean Sbogar* geht und nennt sein Werk eine „Bagatelle“, „Broschüre“ oder „Blüette“.

<sup>3</sup> Italienische Bezeichnung für Split.

Einfluss ausüben werden als die des Gottes, dem man in der Rue Taitbout<sup>1</sup> huldigt.

Allerdings muss meine Broschüre in zwei Bänden doch die Prägung eines bestimmten Mannes getragen haben, da man nur einen Mann fand, dem man sie zuschreiben konnte, und das war (ich bitte ergebenst um Verzeihung gegenüber seinem edlen Andenken) mein illustrierter Freund Benjamin Constant<sup>2</sup>. Journalisten, die sich für besser unterrichtet hielten und die in dieser meiner Blüette von ich weiß nicht welcher Mischung aus entsagungsvoller Liebe und verzweifelter Philanthropie getäuscht wurden, schrieben sie Frau von Krüdener<sup>3</sup> zu, die kein Mann war und die begann, dem Geschlechtlichen zu entsagen. Ich habe in diese flüchtige Debatte nicht eingegriffen. *Adolphe* und *Valérie* sprachen für ihre Autoren.

Nun bin ich also bei der Geschichte meines glänzendsten Erfolgs angekommen, und ich kann mich darüber kaum täuschen, denn ich bin nicht von der Menge geblendet. Ich berichte Fakten, und das ist genug, damit sich meine Wenigkeit wohlfühlt. Ich

---

<sup>1</sup> Dort fanden Zusammenkünfte der Saint-Simonisten statt.

<sup>2</sup> Benjamin Constant (1767–1830): Schriftsteller und Verfasser von *Adolphe* (1816), einem psychologischen Roman, in dem der Autor seine Liebesbeziehung zu Madame de Staël verarbeitete.

<sup>3</sup> Gemeint ist die Schriftstellerin Juliane von Krüdener (1764–1824). Sie war die Autorin des 1804 in Paris erschienenen Erfolgsromans *Valérie*.

glaube, dass ich irgendwo gesagt habe, ein Vorwort sei ein Werk des Hochmuts; das wiederhole ich gern. Ein unschuldiger Hochmut übrigens und beinahe eines zärtlichen Mitgefühls würdig, wie das, welches sich auf den Radau um ein kleines Buch herum gründet und der nur so lange dauert wie die Zeit, es vom Kaufmannsgewölbe zum Einstampfen zu eskortieren, während man wartet, dass es eine neue Verwandlung in den Mühlen des Kartonmachers erfährt! Die alte Marie de Gournay<sup>1</sup> und würdige Wahltochter von Montaigne, hat meinen Gedanken wunderbar in einem sublimen Vers ausgedrückt, der bei unseren jungen und brillanten Dichtern Neid erregen würde:

*Der Mensch ist der Schatten eines Traums, und sein Werk ist sein Schatten.*

In Wahrheit ist *Jean Sbogar* nichts als mein Schatten, allenfalls, oder ich habe mich entschieden getäuscht über den bescheidenen Platz, den ich an der Sonne habe.

Der Name des Autors von *Jean Sbogar* drang von Paris nach Sankt Helena. Das ist nicht die längste meiner Reisen, aber es ist die *Odyssee* meiner Reputation. Nie wieder wird man sie dabei erwischen, dass sie so weit fliegt. Napoleon, dessen literarischer

---

<sup>1</sup> Marie de Gournay (1565–1645): Französische Schriftstellerin und Philosophin, die Michel de Montaigne zu seiner Wahltochter („fille d’alliance“) und Nachlassverwalterin bestimmt hatte.

Geschmack nicht sehr sicher war, davon zeugen seine Vorliebe für die epischen Übertreibungen von Macpherson und das homerische Pastiche von Luce de Lancival, hat sich zwei Tage lang mit *Jean Sbogar* beschäftigt. Englische Zeitungen verkündeten, er habe eine Nacht mit der Lektüre des Buches verbracht sowie einige Stunden damit, Notizen in einem Exemplar zu hinterlassen, das, wie ich des Öfteren hörte, in den Händen von General Gourgaud<sup>1</sup> verblieb. Was die Erinnerung an meinen Namen anlangt, muss man nicht unbedingt annehmen, dass er ihn behalten hat, es sei denn, man schreibe ihm die Gedächtniskraft Caesars zu, der jeden der vierzigtausend Soldaten, die ihn auf dem Schlachtfeld von Pharsalos begleiten, mit seinem Namen ansprach. Wenn Napoleon tatsächlich geglaubt hat, wie er es seinen Chronisten diktierete, dass unter seiner Herrschaft nur sechsundzwanzig Festnahmen ohne gerichtliches Mandat und ohne Eintragung in die Gefangenenliste vorgenommen wurden, bloß auf geheime Verhaftungsbefehle hin, die mit der kaiserlichen Signatur versehen waren, hätte ich mich dort auch wiederfinden können. Diese Besonderheit erklärt sich glücklicher- und natürlicherweise durch eine ganz einfache Tatsache. Einer der Freunde Napoleons auf Sankt Helena war 1814

---

<sup>1</sup> Einer der Begleiter Napoleons auf Sankt Helena. Allerdings kehrte er bereits zwei Monate vor dem Erscheinen von *Jean Sbogar* nach Europa zurück.

mein Freund in Paris gewesen, und er kannte die Geschichte von *Jean Sbogar* zu einer Zeit, in der ich nicht daran dachte, diese fertigzustellen. Ich bin stolz, aber ehrlich; ein vergleichbarer Umstand dämpft viel von der Auszeichnung, die sich für mich daraus ergeben würde, von Napoleon erraten worden zu sein, und ich hätte auf diesen zweifelhaften Ruhmestitel freiwillig verzichtet, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, meinem Verleger daraus einen Vorwurf zu machen.

Wie dem auch sei, diese Apostille von hoher Stelle brachte vermutlich einen Augenblick der Unruhe in das Redaktionsbüro der bonapartistischen Feuilletons, in denen ich keinen großen Kredit genoss.<sup>1</sup> Ich nehme an, dass es zunächst eine recht gewichtige Frage war, zu wissen, ob der Autor von *Jean Sbogar* ein wenig an Fähigkeiten dazugewonnen hatte, oder ob Napoleon kindisch geworden war. Da es mir nicht an der Wiege gesungen wurde, mit einer solchen Waage gewogen zu werden, empfinde ich noch heute etwas Scham, darüber zu sprechen. Während sie darüber nachdachten, kamen die Redakteure, die geschickte Leute sind und dies seither in höchstem Maß bewiesen haben, zu einem Kompromiss. Es wurde entschieden, dass man in der Literatur nichts erfindet, was auch genau meine Meinung ist; dass dies ganz besonders jenen Schriftstellern verboten ist, die nicht

---

<sup>1</sup> Nodier hatte 1802 eine antinapoleonische Ode verfasst, die ihm einige Wochen Haft einbrachte.

der Académie angehören – was ich nicht auf eine so ausschließliche Weise zugestehen würde –, und dass jeder, der es gewagt hätte, *Jean Sbogar* zu schreiben, überführt werden würde, den Text gestohlen zu haben. Dieses Urteil, das muss ich sagen, wurde einmütig gefällt. Der Generalprokurator des Königs leitete keine Untersuchung ein. Er hatte allerdings seinen Standpunkt klar gemacht.

Byron erschien inmitten dieser Diskussion gerade zur rechten Zeit auf Französisch, und so wurde man plötzlich gewahr, denn so tief ist die Hellsicht der Übelwollenden, dass mein unglücklicher Räuber aus dem *Corsair* abgekupfert war. Tatsächlich wurde *Jean Sbogar* vier oder fünf Jahre früher erfunden; doch man schaut nicht so genau hin, wenn man mit dem Lamm redet.<sup>1</sup> Kritik hat auch eine gute Seite. Ich habe Byron gelesen, den ich kaum kannte, außer dass ich ihn von Madame de Staël zwei oder drei Mal hatte nennen hören. Ich habe ihn seither oft gelesen mit einer Bewunderung, die nicht auf meine Dankbarkeit zurückgeht. *The Corsair* gleicht vielem, wie alles, was man von hier bis ans Ende aller Zeiten schreiben wird. Es war für mich unmöglich, und da mache ich Byron ein Kompliment, darin die geringste Ähnlichkeit zu *Jean Sbogar* zu entdecken. Gewiss, es war ganz und gar nicht der Moment auszusprechen, dass sich schöne

---

<sup>1</sup> Anspielung auf die Fabel *Der Wolf und das Lamm*.

Geister eben treffen. Wenn ich Byron gewesen wäre, hätte ich Klage erhoben. Byron, der ebenso viel Französisch beherrschte wie ich Englisch, beklagte sich jedoch kein bisschen. Er starb, ohne je *Jean Sbogar* oder die Zeitungen geöffnet zu haben, in denen darüber geschrieben wurde, und also ist er auch nicht deswegen gestorben.

Ich beklagte mich auch nicht. Die bibliographische Arbeit hielt für mich allerlei Verpflichtungen bereit. Ich habe mich nie ernsthaft mit ihr beschäftigt, und da es ihre Aufgabe ist, Daten zu erhellen und literarisches Unrecht zurechtzurücken, hoffte ich, dass sie mich rächen würde, sollten wir, die Bücherkunde und ich, jemals Seite an Seite vor der Nachwelt erscheinen. Damals wurde auf großartigem Papier und mit dem wissenschaftlichen Anker des Aldus auf dem Titelblatt der herausragende *Catalogue de la bibliothèque d'un amateur*<sup>1</sup> gedruckt. Der gelehrte und geistvolle Verfasser hütete sich wohl, mich zu tadeln, Byron plagiiert zu haben; dafür wusste er zu gut um die Gleichzeitigkeit der Bücher und preiste diese albern Reden entsprechend ein, die der Gelehrtheit einer Zeitung angemessen waren; doch nachdem er dieser *bittersüßen* Polemik hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, bei der er wahrscheinlich vergaß, dass ich nicht dazu beigetragen hatte, erklärte er mich in

---

<sup>1</sup> Es handelt sich um eine Beschreibung der Sammlung des bibliophilen Buchhändlers Antoine-Augustin Renouard.

seiner Funktion als eingeschworener Kritiker zum Dieb. Es gab dort nur den Namen des Beraubten. Sie werden mir sagen, dass die Räuber nicht immer den Namen derer kennen, die sie berauben; aber vielleicht wären Sie ebenso betroffen wie ich, wenn man Sie des Diebstahls an Zschokke<sup>1</sup> bezichtigen würde.

Diese kleine Notiz war noch weit *bittersüßer*, um nicht zu sagen bitterer, als meine Polemik, die ich ja nie im Sinn gehabt hatte, mich in grausame Bestürzung stieß. Ich fand mich angegriffen und wegen eines dem Prinzip des Lebens gewidmeten Buch des Verbrechens überführt, Zschokke bestohlen zu haben – ich, der ich doch niemals irgendwen auf der Welt bestehlen wollte, sei es auch Zschokke, ich, der ich Zschokke gar nicht kannte, wiewohl er von Herrn Lamartelière übersetzt worden war und wiewohl sich von besagter Übersetzung des genannten Zschokke ein Exemplar aus Velinpapier, gebunden in blaues Maroquin, in der Bibliothek von Herrn Renouard befand; ich, der nicht würdig war, Zschokke 1812 zu kennen, weil ich Byron nicht kannte! Ich fragte überall nach Neuigkeiten über Zschokke herum. Zum Teufel mit denen, die von Zschokke gehört hatten! Ich fing an zu glauben, es gäbe das Stück von Zschokke

---

<sup>1</sup> Der deutsche Schriftsteller Heinrich Zschokke (1771–1848) hatte 1793 einen Räuberroman mit dem Titel *Abällino der grosse Bandit* veröffentlicht, den er außerdem zu einem Theaterstück umarbeitete.

nur in einem einzigen Exemplar, welches bei Herrn Renouard unter vielen anderen kostbaren Raritäten in der Bibliothek stand, als mich mein treuer Kamerad Herr von Pixierécourt<sup>1</sup> aufklärte, dass Zschokke in der Tat der Autor eines Dramas war, das in keinerlei Beziehung zu *Jean Sbogar* stand, und auf dessen Grundlage er selbst ein Melodrama geschaffen hätte, das hundertmal mehr wert wäre als *Jean Sbogar* und das Drama von Zschokke. Ich glaubte ihm gern, doch wollte ich nicht urteilen, ohne das Stück in der Hand gehabt zu haben, so sehr lag es mir in meiner literarischen Unschuld auf dem Herzen, dass ich Zschokke geplündert haben sollte.

Schließlich habe ich das Stück gefunden. Großer Gott, welch eine Erniedrigung! Zunächst einmal, mein Held heißt Jean Sbogar, der von Zschokke Abällino; und mein gelehrter Kollege in der alten Académie Celtique, Eloi Johanneau<sup>2</sup>, wird Ihnen, wenn Sie wollen, gewiss beweisen, dass das buchstäblich dasselbe ist. An zweiter Stelle, Abällino ist ein großer Herr, der sich für einen Banditen ausgibt, und Jean Sbo-

---

<sup>1</sup> René-Charles Guilbert de Pixierécourt (1773–1844) war ein französischer Theaterautor. Er wurde als Verfasser von populären Melodramen bekannt und gilt als Begründer des Boulevardtheaters. Nodier sah in ihm den „König des Melodramas“. Seine Werke erlebten über 30.000 Aufführungen.

<sup>2</sup> Das ist ironisch gemeint, denn der Philologe Éloi Johanneau (1770–1851) galt als schlechter Kritiker.

gar ein Bandit, der sich für einen großen Herrn ausgibt. Das Plagiat wird ersichtlich. Drittens ist Abällino mit der reichsten Erbin der Republik verheiratet, und Jean Sbogar verweigert einem jungen Mädchen, das er liebt, die Heirat, aus Angst, sie mit seiner Ruchlosigkeit zu beflecken. Der Diebstahl ist offensichtlich. Viertens: Abällino rettet sein Land, indem er die Treue verrät, die er den Räubern geschworen hatte; und Jean Sbogar, der seine Ansichten bis zur Freiheit oder zum Schafott verteidigt hat, geht mit seinen Gefährten in den Tod. Hier wird die freche Anklage des Diebstahls zur Unverschämtheit. Schließlich spielen beide Handlungen in Venedig, wo man ja noch nie die Idee hatte, eine romantische Handlung zu platzieren, und das ist, für dieses eine Mal, ganz so, als würden sie mich überführen, die Hand in der Tasche von Zschokke zu haben!

Ich bin sehr zart besaitet, wenn es um jenen Bereich der Literaturkritik geht, der sich moralischen Fragen widmet. Ich hatte mit Zschokke nichts zu tun, aber mir schien, als könnte alle Welt sagen, wenn ich gerade vorbeikäme: Da kommt der Plagiator von Zschokke. Ich habe verstanden, dass Zschokke eines jener eminenten Talente ist, die man nicht oft auf der Straße des guten Rufs trifft, und auf dieser Straße war ich mir meines *Alibis* sicher; allerdings beruhigte mich das nicht. Ich hatte Visionen von Zschokke und Abällino. Ich hatte Alpträume von Abällino und

Zschokke; ich durchlebte eine heftige Krankheit, von der ich nur durch das Bewusstsein meiner Tugend geheilt wurde. In der Tat hielt ich einen recht großen Trost in Reserve, und zwar im Innersten meines Gewissens, das zu Unrecht verdächtigt wurde: Ich hatte es nicht nötig, Jean Sbogar jemandem wegzunehmen, da ich ja, allem Anschein nach, zufällig den wenig beneideten Vorteil genoss, ihn in besonderer Weise gekannt zu haben.

Während ich darüber nachdachte, geschah etwas Einzigartiges; man vergaß mein Buch so vollständig, als wäre es niemals erschienen. So musste ich mich dazu entschließen, meine Verteidigung für die dritte Auflage zu bewahren. Heute ist *Jean Sbogar* also wieder da, und vielleicht wird bis morgen davon gesprochen werden; ich fühle mich verpflichtet zu erklären, dass mir niemand auf der Welt in dieser Angelegenheit ein Plagiat anhängen kann, außer vielleicht der Gerichtsschreiber von Laibach in Krain, der ehrenwerte Herr Repeschitz, der mir zu jener Zeit einige Prozessakten übergeben wollte, um ein paar slawonische Germanismen zu korrigieren, von denen er annahm, dass er sich ihrer manchmal in der Hitze der Bearbeitung schuldig gemacht hätte. Ich protestiere außerdem energisch dagegen, dass alles, was ich seinem Dossier entnommen habe, sich auf gewisse Fakten reduziert, die ich nicht besser hätte erfinden können, wenn ich Zschokke gewesen wäre, und dass

nichts in meinem Herzen mir vorwirft, ihm auch nur hinsichtlich einer einzigen stilistischen Wendung Unrecht getan zu haben; und der gute Herr Repeschitz war sehr starrsinnig, was die Vorgaben der Kanzlei betraf, was nichts mit dem Roman zu tun hat.

Man wird Ihnen in Istrien, Kroatien oder Dalmatien, sollten Sie sich die Mühe machen, darüber Informationen einzuholen, sagen, dass ich keine große Geistesanstrengung unternehmen musste, um den Namen Jean Sbogar zu erfinden.<sup>1</sup> Meine Hauptfigur hieß Jean Sbogar<sup>2</sup> oder ließ sich so nennen, und ich nehme an, dass die kleinen Kinder am Gestade des Golfs von Triest Ihnen ebenso wie ich bestätigen können, dass der Name eines Räuberhauptmanns dasselbe Privileg hat wie der von Eroberern: Überall, wo sie durchgekommen sind, erinnert man sich an sie. Der Gerichtshof, der ihn verurteilte, hatte zum Vorsitz Herrn Graf Spalatin. Die Richter, an die ich mich erinnere, waren Herr von Kupferschein und Herr von Gisclon; die hohen Aufgaben des öffent-

---

<sup>1</sup> Nodier ließ sich zu seinem Roman von einem Mordprozess inspirieren, der 1812 in Laibach gegen einen gewissen Filippo Sbogar geführt wurde. Die tatsächlichen Parallelen sind allerdings gering, und es ist auch unklar, inwieweit Nodier über die Hintergründe dieser Geschichte informiert war.

<sup>2</sup> Nodier schreibt im weiteren Verlauf „Jean Sbogar“ mal kursiv, mal gerade: meistens, aber nicht immer, spricht er, wenn er die Kursivierung verwendet, von seinem Romanhelden, bei Geradeschreibung von dessen historischem Vorgänger.

lichen Ministeriums wurden mit der ganzen Verve eines jungen und köstlichen Talents durch Herrn Desclaux, den kaiserlichen Generalbevollmächtigten ausgeübt, welcher jetzt einen herausragenden Platz unter den Anwälten des Kassationsgerichts innehat und mich gerne verteidigen würde, wenn ich seiner Hilfe in letzter Instanz bedürfte, nämlich im Hinblick auf die üble Verleumdung, dass ich *Jean Sbogar* einer Tragödie von Zschokke entnommen hätte. Er weiß, dass ich ihn schon fertig vorgefunden habe.

*Jean Sbogar* fiel allerdings dem Gericht nur wegen seiner übermenschlichen Physiognomie auf, die der charakteristische Zug seines Steckbriefs war und die, nach dem Ausdruck von Schiller, etwas von Engel, Teufel und von Gott hatte. Das moralische Interesse seiner Verteidigung bestand darin, mit dem dunklen Namen eines einfachen morlakischen Abenteurers zu sterben, indem er sich jeder Identität mit dem glänzenden Doppelgänger beraubte, dessen Unehrenhaftigkeit alle seine Freundschaften bedrängen und all seine Liebschaften welken lassen würde. Er antwortete auf die Fragen seiner Richter nur in bestätigendem oder verneinendem Slawonisch, und wenn er sich fast verraten hätte, dann nur bei der Verlesung des kapitalen Urteils, das auf Französisch gesprochen wurde und in ihm nur den gewöhnlichen Banditen sah. Die Nacht schritt so weit voran, dass man verpflichtet war, Fackeln herbeizubringen. Ich stand an seine Bank ge-

lehnt da; ich bemerkte, dass er der Sprache zuhörte, die zu verstehen er sich geweigert hatte, und dass ein freudiger Blick seine Augen erhellte, als er dem Text des Urteils entnehmen konnte, dass die Fakten hinsichtlich seiner Pseudonyme in Deutschland und Italien weggelassen worden waren. Vielleicht fing nur ich diesen strahlenden Blick des Glücks auf, denn im Gericht war davon nicht die Rede. Das ist der Grund, weshalb ich eine Novelle des Titels *Jean Sbogar* verfasst habe.

Ich hätte mich zu meiner Rechtfertigung an die Bruchstücke der Lebensgeschichte eines Räubers halten können, der in der Erinnerung von hunderttausend Zeugen weiterlebte; doch befähigt mich meine Liebe zur Anekdote, wenn man mir folgen will, fortzufahren, und ich bin umso mehr dazu geneigt, weil das Publikum mir vielleicht den Umfang von *Jean Sbogar* ankreiden würde, wo es doch das Recht hat, einen *anständigen* Band zu fordern. Es ist jedoch wahr, dass ich ihm nichts Größeres versprochen habe.

Die Verurteilung von Jean Sbogar war eine gerichtliche Handlung, welcher bloß der körperliche Vollzug in Form einer blutigen Hinrichtung fehlte, doch der nette Brauch unserer philanthropischen Gesetze erforderte einen in diesem Lande unbekanntem Apparat<sup>1</sup>. Jean Sbogar musste sich also damit ab-

---

<sup>1</sup> Gemeint ist die Guillotine.

finden, in seinem Verlies den Tag der Befreiung zu erleben, an dem es einem Zimmermann aus der Stadt der Argonauten<sup>1</sup> gelingen würde, auf Gerüsten zwei lange parallele Pfosten aufzustellen, und an dem der karneolische Blechschmied bereit wäre, dort ein Messer anzubringen, mit dem sich der Kopf eines Mannes abschneiden ließe. Die Versuche waren so linkisch und unglücklich, dass sie vermutlich die Staatsmänner an der Zivilisation Illyriens verzweifeln ließen. Sicher ist, dass wir diesen Landstrich einige Monate später mit wenig Vertrauen in die Fähigkeit zur Vervollkommnung der eroberten Nationen verließen. Wir hatten ihnen ja nicht einmal die Guillotine hinterlassen!

Jean Sbogar, befreit von einem Urteil in Form der einzigen Beunruhigung, die seinen Schlaf hätte stören können, gab sich gesprächiger und öffnete sich ohne Schwierigkeiten jenen Menschen, in die er glaubte, einiges Vertrauen setzen zu können, vor allem, wenn sie ihm Schutz boten vor den bis dahin unverbrüchlichen Schwüren des Bundes der Carbonari. So also sah ich ihn zwei oder drei Mal, er war dem *Jean Sbogar* weit überlegen, den ich versucht habe darzustellen, und vielleicht allen Typen gleichen Charakters, die uns Roman und Dichtung seit dem Kapi-

---

<sup>1</sup> Gemeint ist Emona, eine römische Siedlung an der Stelle des heutigen Ljubljana.

tän La Roque<sup>1</sup> von Cervantes, bis hin zu Karl Moor in den *Räubern* bieten. Er sprach mit Eleganz und redengewandt Französisch, Italienisch, Deutsch, Neugriechisch und die meisten slawischen Dialekte. Einige seiner politisch ketzerischen Sentenzen, aus denen ich seine *Aufzeichnungen*<sup>2</sup> komponiert habe, wurden skrupulös und wortwörtlich seinen Gesprächen entnommen. Ich werde seinem Porträt noch einige Details hinzufügen für jene Leser, die alles wissen möchten und die dem *Novellisten* nicht verzeihen, wenn er sich vom Historiker auch nur im Geringsten entfernt; doch man kann nicht alle Geschmäcker zufriedensstellen. Hatte ich nicht einige Auseinandersetzungen mit Frauen, weil ich ihn habe Ohrringe tragen lassen?

Jean Sbogar hatte kein Haar von jenem Goldblond, welches den anmutigen Gesichtern des Nordens und des Okzidents eine pittoreske Schönheit verleiht. Es spielte eher ins Kupferrote, eine in Norditalien sehr beliebte Farbe, die in Paris allerdings nicht üblich ist und deren Zauber zu verstehen ich umso mehr Mühe hätte, als der einzige Vergleich, der mir hier einfällt, ein Opfer sprachlicher Konventionen bedeutet. Diese Farbe kann nicht die

---

<sup>1</sup> Diese Figur taucht nicht im *Don Quijote* auf, sondern nur in der französischen „Fortschreibung“ des Romans durch François Fillau de Saint-Martin (1695).

<sup>2</sup> Das bezieht sich auf „Lotharios Aufzeichnungen“, die im Roman das 13. Kapitel bilden.

Nuancen ausdrücken, die im Spiel des Lichts aller Widerspiegelungen von zehn Metallen variieren, als ob sie in einem Schmelzofen vermischt würden, vom Augenblick an, in dem sie flackernd aufflammen bis zu dem Moment, in dem sie abkühlen und schwarz werden. Man könnte sich hingegen eine Vorstellung von den Farben seiner dichten und welligen Locken machen, wenn man sich den Ausbruch eines Vulkans vom Beginn bis zum Ende vorstellt. Durch eine einzigartige Bizarrerie der Natur waren sein Schnurrbart und sein Bart, die er in seinem Verlies lang wachsen ließ, von einem Schwarz wie gedunkelter Stahl.

Die Gewohnheit des Reitens hatte Jean Sbogars Beine auffällig auseinandergebogen, doch war seine Brust bis hin zu den Schultern so breit, dass man sich nicht gewundert hätte, wenn sich diese Stützen unter dem Gewicht verzogen hätten. Sein Hals schien sich dahingegen nach unten hin, vielleicht aufgrund seiner Länge, zu verjüngen. Er scherzte mit einer entsetzlichen Fröhlichkeit über diesen Vorteil seines Körperbaus, und dieses erschreckende Geschwätz war so, dass ich es lieber erraten lasse, als es niederzuschreiben.

Im Steckbrief darf nicht vergessen werden, Jean Sbogars weiße, zarte, geradezu feminine Hand zu erwähnen, die in außergewöhnlicher Weise mit dem Rest seiner schlanken, aber robusten und fast athletischen Figur kontrastierte. Ich habe noch keine wohl-

geformtere Hand gesehen; wenn man sie betrachtete, hätte man sagen können, dass sie durchaus fähig war, die vierzehn Schmuckstücke zu tragen, die sie am Tag der Festnahme schmückten und die auf 80.000 Francs geschätzt wurden, nach bewährter Ansicht des Juwelenexperten wahrscheinlich aber weit mehr wert waren. Man hätte sich nicht gewundert, sie aus dem Ärmel eines venezianischen Domino<sup>1</sup> hervorblitzen zu sehen, fähig, einen Degen, und mehr noch, in geschickter Manier eine ganze Schwadron zu führen. Dennoch hätte diese Hand, wenn sie sich die Mühe gemacht hätte, leicht Gitterstäbe, Schlösser, Roste und Eisentüren aufgebrochen.

Etwas würde dem Porträt von Jean Sbogar allerdings fehlen, wenn ich nicht seinen großen moralischen Zug skizzierte: In seiner ganzen Person lag eine Art von königlich stolzer Zurückhaltung, in seinem Betragen, in seinen Einstellungen, in seinem herrschaftlichen Blick, seinem verächtlichen Lächeln, seinem hochmütigen, brüskten und herrischen Wort, vor allem aber in der harten und drohenden Stirnfalte, die er runzelte, in Furchen legte, in spitze Ecken brach, beim leichtesten Widerspruch sozusagen zu Blitzen zwischen seinen Augenbrauen kreuzte. Dieser wilde Ausdruck eines despotischen Willens hätte mir auf der Höhe eines Thrones Furcht eingeflößt; doch

---

<sup>1</sup> Domino: Maskenballtracht.

weiß ich nicht zu sagen, wie erhaben er auf dem Strohlager des Verurteilten auf mich wirkte, zwischen den füsigen Gefängniswärtern, die ihn wie Kammerherren umgaben und ganz wie Gnadenerweise die Anweisungen des Unglücklichen entgegennahmen, den die Justiz gerade dem Henker übergeben hatte.

Eines Nachts wurden die Gefängnistore durch ein Ereignis von höherer Gewalt geöffnet, an dem Jean Sbogar und seine Truppe unbeteiligt waren und das ich vielleicht erzählen werde, sofern die Gelegenheit sich ergibt oder man sich nicht langweilt, einer Erzählung zuzuhören. Alle Gefangenen flohen; der Haushofmeister verschwand; seine Angestellten zerstreuten sich. Bei Sonnenaufgang waren alle Eingänge frei zugänglich. Jean Sbogar ging als Letzter heraus, er brachte eine alte Frau in Sicherheit, die mit ihm festgenommen worden war und welche die Anklage als seine Mutter präsentierte, er holte sein Pferd bei einer Herberge im Stadtteil Krakovo, wo es untergestellt hatte, ließ ihm Hafer geben, nahm die Straße nach Istrien und übernachtete abends bei Adelsberg; zwei Tage später wurde er in jenem alten Gemäuer von Duino gefangen, und der Rest war so, wie ich es beschrieben habe, oder fast so, denn ich dachte nicht, dass der Roman exakt den Inhalt der Gazette wiedergeben müsste; und wer auch immer sich auf dieses Genre von Komposition versteht, wird sich kaum wundern, dass ich die zusätzliche Episode

von Laibach<sup>1</sup> trotz des darin enthaltenen Handlungs-  
umschwungs unterdrückt habe, sondern lieber so  
schnell wie möglich zu jenem Ende in Mantua kom-  
men wollte. Dort starb Jean Sbogar auf dem Schafott,  
das, wie man sagt, binnen sechs Monaten das Blut  
von Tausend seiner Gefährten getrunken hatte; eine  
Sache, die schwer zu glauben ist und derer ich nicht  
sicher bin. In Mantua hatten weder Zimmerleute  
noch Blechschmiede jemals den Ruf der Herrschen-  
den missachtet, wenn es darum ging, Vorbereitungen  
für eine Todesstrafe zu treffen. Das offizielle Instru-  
ment des juristischen Mordes hatte sich aus Tradition  
seit undenklichen Zeiten, wie im größten Teil der ita-  
lienischen Halbinsel, bewahrt, was den Liebhabern  
von Bauwerken und *Humaniora* des Mittelalters hin-  
reichend bewiesen wird durch einen der bewunderns-  
werten Stiche, mit denen Bonasone 1555 in Bologna  
die prächtigen Embleme des noblen Achille Bocchi  
bereicherte und welche die Bibliomanen selten in den  
von Agostino Carracci leicht retuschierten Exemp-  
laren von 1574 suchen.<sup>2</sup> Das Streben nach Vervoll-  
kommnung kann schöne Worte machen und diese  
umsetzen; die Guillotine ist nicht seine Erfindung.

---

<sup>1</sup> Gemeint ist wohl der angedeutete Gefangenausbruch, der  
aber im Roman keine Rolle spielt.

<sup>2</sup> In den Illustrationen von Bocchi gab es eine Darstellung einer  
„mannaia“, einem Richtbeil, dem italienischen Vorläufer der  
Guillotine.

Die Details, die ich dargelegt habe, sind nicht überall ganz unbekannt. Herr Percival Gordon, der sich die Mühe gemacht hat, *Jean Sbogar* auf Grundlage der ersten Ausgabe ins Englische zu übersetzen, erklärt in seinem Vorwort von 1820, dass Jean Sbogar eine historische Person sei, deren abenteuerliches Renommee noch die venezianischen Staaten erfüllt. So hat man mir wenigstens in England nicht die erschlichene Nachahmung einer englischen Dichtung vorgeworfen, der es dort nicht an Popularität fehlt, und das tröstet mich.

Ich muss nicht weiter von dem sprechen, was diese Ausgabe von den vorangegangenen unterscheidet, das wäre auch mehr die Sache des Buchhändlers als meine. Die Korrekturen werden recht zahlreich sein; sie wären zahllos, wenn ich den seltenen Mut hätte, das aufmerksam wieder zu lesen, was ich vor zwanzig Jahren geschrieben habe. Man wird mühelos nachvollziehen, dass viele Fehler in einem Buch bleiben, das als Ganzes zu zerstören man nicht Herr ist. Der Himmel ist mein Zeuge, dass das der einzige Vorteil ist, den mich heute die üblen Geschicke meines Schicksals bedauern lassen, welches in einem weit größeren und denkwürdigeren Schiffsbruch hinweggerafft wurde. *Plectuntur Achivi*.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Quidquid delirant reges, plectuntur achivi: „Alles was die Könige in ihrer Raserei verschulden, die Achäer müssen es büßen.“ (Horaz: *Epistolae*, I, 2, 14)

Die *Aufzeichnungen* wurden um mehrere Seiten erweitert, die meine Freunde im ersten Manuskript gestrichen hatten, und zwar aus politischer Vorsicht, deren Motiv mir vollkommen entgeht, denn ich finde sie nicht unpassender und weit weniger zornig als die übrigen. Man weiß, was ich darüber denke und weshalb ich sie hier wiedergebe.

Das Wesentlichste, das aus diesen langen und langweiligen Erörterungen folgt, ist, dass *Jean Sbogar* weder von Zschokke ist noch von Byron, noch von Benjamin Constant, noch von Frau von Krüdener; es folgt daraus, dass *Jean Sbogar* von mir ist; und das zu sagen war wesentlich um der Ehre willen von Frau von Krüdener, von Benjamin Constant, von Byron und von Zschokke.

Flur Verlag



Flur Verlag



Flur Verlag

I.

Ach! Was ist das für ein Leben, in dem es nie an Trübsal und Elend mangelt, wo überall Fallstricke und Feinde auf unseren Untergang lauern? Denn sobald eine Trübsal oder Versuchung fortgeht, zieht schon wieder eine andere auf. Kaum, dass der Schmerzenskelch geleert ist, füllt er sich aufs Neue; und kaum ist ein Feind besiegt, erscheinen neue, um an seiner Stelle zu kämpfen.

*Imitatio Christi*

Nicht allzu weit vom Hafen von Triest, wenn man entlang der Küste auf die grüne Bucht von Piran zugeht, stößt man auf eine kleine, längst verlassene Einsiedelei, die früher dem heiligen Andreas geweiht war und noch heute dessen Namen trägt. Das Gestade, das sich verengt, bis es den Eindruck erweckt, zwischen dem Fuß der Berge und den Wellen der Adria zu enden, scheint noch in dem Maße an Schönheit zu gewinnen, in dem es an Ausdehnung verliert; ein fast undurchdringlicher Hain aus Feigenbäumen und wildem Wein, dessen Laub durch die frische Luft des Golfs in einem ewigen Zustand von Grün und Jugend erhalten wird, umgibt dieses Haus von innerer Sammlung und Geheimnis von allen Seiten. Wenn die Abenddämmerung sinkt, die laue Nachtluft die Meeresoberfläche leicht furcht und das zitternde Bild der Sterne darin widerstrahlt, liegt ein unbeschreiblicher Zauber in der stillen Ruhe dieser Einsamkeit. Einem ewigen Seufzer gleich wird sie kaum durch das leise Plätschern der Wellen gestört, die sich im Sande verlieren: Nur selten durchquert die Fackel eines unsichtbaren Fischernachens den Horizont und wirft, je nach Bewegung des Meeres, einen ausgreifenden oder bloß aufflackernden Lichtstrahl über die Wellen; bald schon verschwindet er jedoch hinter einer Sandbank und alles fällt in Dunkelheit zurück. An diesem schönen Ort kommen die Sinne zur Ruhe, und die Gedanken der Seele werden nicht durch sie abgelenkt.

Die Seele ergreift frei Besitz von Zeit und Raum, als hätten die Sinne aufgehört, sie in die engen Grenzen des Lebens zu schließen; und so mancher Mensch, dessen sturmerfülltes Herz sich nur noch heftigen und gewaltigen Gefühlen öffnete, hat, wenn er sich vor der Einsiedelei von Saint-André niedersetzte, das Glück einer tiefen Ruhe begriffen, die hier durch nichts bedroht oder gestört wird.

Nicht weit von dort erhob sich im Jahr 1808 ein Schloss von einfacher, aber eleganter Bauart, das in den letzten Kriegen zerstört wurde. Seine Bewohner nannten es die *Casa Monteleone*, nach dem italianisierten Namen eines französischen Auswanderers, der vor Kurzem dort gestorben war und ein beträchtliches Vermögen hinterließ, das er im Handel erworben hatte. Seine beiden Töchter bewohnten es noch. Herr Alberti, ein einfacher Kaufmann, der Schwiegersohn und Geschäftspartner des Verstorbenen, war in Saloniki der Pest zum Opfer gefallen. Wenige Monate später verlor Herr von Montlyon seine Frau und damit die Mutter seiner zweiten Tochter. Frau Alberti stammte aus einer ersten Ehe. Von Natur zur Traurigkeit neigend, hatte sich der Schlossherr seit diesem letzten Unglück ihr ganz hingeeben. Langsam verzehrte ihn eine düstere Schwermut, trotz der zärtlichen Bemühungen seiner Kinder, ihn zu zerstreuen. Was noch von seinem Glück übrig geblieben war, erinnerte ihn nur umso schmerzlicher an den Verlust. Erst als

er den Tod nahen fühlte, schien ein Lächeln auf seine Lippen zurückzukehren. Als er spürte, dass sein Herz bald erstarren würde, hellte sich seine kummervolle Stirn für einen Augenblick auf, er ergriff die Hände seiner Töchter, führte sie an die Lippen, sprach die Namen Lucile und Antonia, und verstarb.

Frau Alberti war zweiunddreißig Jahre alt. Sie war eine gefühlvolle Frau, aber von sanfter und ein wenig ernster Empfindsamkeit, unempfänglich für Gefühlsausbrüche und Leidenschaften. Sie hatte viel gelitten, und keiner der leidvollen Eindrücke ihres Lebens war ihrer Seele ganz entwichen; doch bewahrte sie diese Erinnerungen, ohne sie absichtlich zu nähren. Sie machte nicht viel Aufhebens von ihrem Schmerz und schob die Gefühle nicht weg, die uns an jene binden, zu denen die liebsten Bande gerissen sind. Sie rühmte sich nicht des Muts der Resignation; diese lag einfach in ihrem Charakter. Begabt mit einer überaus lebhaften Phantasie, war sie für Zerstreuungen leicht empfänglich und suchte diese sogar. Da sie lange Zeit die einzige Tochter und somit der einzige Gegenstand der Fürsorge ihrer Familie gewesen war, hatte sie eine glänzende Erziehung erhalten; doch hatte ihre Gewohnheit, den Ereignissen widerstandslos nachzugeben, den Gebrauch ihrer Urteils-kraft zumeist überflüssig gemacht, weshalb sie die Dinge weit weniger vom Verstand, als vielmehr von der Phantasie her beurteilte. Niemand war weniger

schwärmerisch und zugleich niemand romanhafter als sie, aber nur, weil sie die Welt nicht kannte. Die Vergangenheit war ihr gegenüber so streng gewesen, dass sie kein besonderes Glück mehr erhoffen durfte, doch ihre Veranlagung verbot ihr einen untröstlichen Kummer. Nachdem sie den Vater verloren hatte, betrachtete sie Antonia als ihre Tochter. Sie selbst hatte keine Kinder, und Antonia war gerade siebzehn Jahre alt geworden. Frau Alberti nahm sich vor, über ihr Glück zu wachen: Dies war ihr vordringlichster Gedanke, und dieser Gedanke versüßte die Bitternis anderer Überlegungen. Frau Alberti hätte niemals einen Ekel am Leben verinnerlichen können, solange sie noch die Möglichkeit verspürte, nützlich zu sein und geliebt zu werden.

Antonias Mutter war an einer Brustkrankheit gestorben. Antonia selbst war mit diesem oft erblichen Leiden offenbar nicht behaftet; allerdings schien sie aus einer schon dem Tod geweihten Brust ein nur gebrechliches und unvollkommenes Dasein geschöpft zu haben. Sie war groß und so entwickelt, wie es ihrem Alter zukam, nur lag in ihrem schlanken und hoch aufgeschossenen Wuchs eine gewisse Sorglosigkeit, die auf Schwäche schließen ließ. Ihr reizender Kopf, der sich anmutig zur Seite neigte, ihr hellblondes, nachlässig aufgebundenes Haar, ihr blendend weißer, durch eine leise Nuance sanftesten Rots kaum belebter Teint, ihr ein wenig verhangener

Blick, den ein natürlicher Mangel scheu und unruhig wirken ließ, und der, wenn er entfernte Gegenstände suchte, traurig und unbestimmt wurde – dies alles zeugte von einem zur Gewohnheit gewordenen Zustand von Mattigkeit und Leiden. Und doch litt sie nicht; sie lebte ein unvollkommenes und verkümmertes Leben. Von Kindheit an war sie den lebhaftesten Gemütsbewegungen ausgesetzt, doch hatten traurige Erfahrungen ihr Gefühl weder stumpfer noch für weniger tiefe Regungen unzugänglicher gemacht; im Gegenteil, sie war für alle gleichermaßen empfänglich. Es schien, als ob ihr Herz nur eine einzige Art zu fühlen kenne, weil nur noch ein einziges Gefühl in ihm lag, und weil alles, was es empfand, es an den immer gleichen Schmerz, nämlich den Verlust von Mutter und Vater erinnerte: So erweckte das kleinste Ereignis in ihr die düstere Fähigkeit, sich mit den Kümernissen anderer zu identifizieren. Alles, was ihrer Vorstellungskraft erlaubte, diese Gedankenverbindung herzustellen, entlockte ihr Tränen oder brachte sie zu einem Erschauern. Dieses Zittern wurde so häufig, dass die Ärzte es als Krankheit betrachteten. Antonia, die wusste, dass es nur von einer Ursache herrührte, teilte deren Unruhe nicht; doch sie hatte schon frühzeitig aus diesem und einigen anderen Umständen geschlossen, dass ihre körperliche Verfassung eine besondere war. Von Mal zu Mal gelangte sie zu dem Gedanken, dass sie bis zu einem

gewissen Punkt von der Natur misshandelt worden war. Diese Überzeugung vermehrte ihre Schüchternheit und besonders ihre Neigung zur Einsamkeit so sehr, dass sich Frau Alberti darüber ängstigte, zumal sie sich leicht ängstigte, wie all jene, die lieben.

Ihr üblicher Spaziergang führte am Ufer der Bucht entlang bis zu den ersten Palästen am Eingang von Triest. Von dort hatte man Aussicht über das Meer und auf einige mehr oder weniger entfernte Punkte, die Antonias Augen zwar entgingen, die Frau Alberti ihr aber so oft beschrieben hatte, dass sie glaubte, sie zu sehen. Es verging kein Tag, an dem sie ihre Schwester nicht mit den bedeutenden Erinnerungen unterhielt, welche diese Gegend voller Poesie beleben: Sie erzählte von den Argonauten, die sie einst besucht hatten, von Iapyx, der ihren Einwohnern seinen Namen gegeben hatte, von Diomedes und Antenor, die ihnen Gesetze gegeben hatten.

„Wenn du längs dem Horizont jene ferne dunkelblaue Linie, die sich vom helleren Azur des Himmels abhebt, verfolgst, kannst du dann einen Turm unterscheiden, dessen Spitze die Sonnenstrahlen widerspiegelt? Das ist der Turm des mächtigen Aquileia, eine der alten Weltenherrscherinnen. Es sind kaum noch einige Ruinen übriggeblieben. Nicht weit von dort fließt ein Strom, den mir mein Vater in meiner Kindheit gezeigt hat, der von Vergil besungene Timavo. Jene Bergkette, die Triest bekrönt, erhebt sich bei-

nahe senkrecht über die Stadtmauern, erstreckt sich zu unserer Rechten vom Weiler Opicina unermesslich weit hinaus und wird von einer Menge für ihre Geschichte berühmten oder wegen ihrer Sitten besonderen Völker bewohnt. Dort leben jene wackeren Tiroler, deren ländlichen Sinn, Mut und Loyalität du immer geliebt hast; hier die liebenswürdigen Bauern aus Friaul, deren Schäfertänze und fröhliche Gesänge in ganz Europa erklingen. Näher bei uns kannst du ein wenig höher als die letzten Schiffsmasten im Hafen, oberhalb der Dächer des Lazarets, einen Teil des Berges bemerken, der unendlich viel dunkler als die anderen ist, der sie weit überragt und dessen riesenhafter und düsterer Anblick uns Ehrfurcht und Schrecken einflößt; das ist Kap Duino. Das darauf erbaute Schloss, dessen Zinnen ich von hier erkennen kann, soll in der Zeit eines früheren Barbareneinfalls erbaut worden sein: Das Volk nennt es noch heute den Palast Attilas. Während der italienischen Bürgerkriege hat der aus Florenz verbannte Dante dort Zuflucht gesucht. Man nimmt an, dass ihm dieser düstere Aufenthalt den Plan zu seinem Poem eingab und er dort das Inferno zu schildern begann. Seither wurde das Schloss von Bandenchefs und Dieben bewohnt. In unserem Jahrhundert, in dem alles verblasst, fürchte ich, dass es einem friedlichen Landjunker zugefallen ist, der aus den erhabenen Türmen die Geister verbannt hat und stattdessen dort Tauben nisten lässt.“

Dies war der übliche Gesprächsgegenstand zwischen Frau Alberti und ihrer Schwester, welcher sie so nach und nach den Wunsch eingeben wollte, neue Gegenstände zu sehen, da sie hoffte, auf diese Weise deren übliche Gedanken etwas zu zerstreuen; doch Antonias Charakter hatte nicht genug Festigkeit, einen Impuls aus Wissbegierde lange zu verfolgen. Sie war zu schwach und misstraute sich zu sehr selbst, um einen eigenen Willen zu bekunden, und da ihr ihre Niedergeschlagenheit natürlich erschien, dachte sie nicht daran, diese zu überwinden. Es bedurfte mehr als nur einfacher Neugierde, um sie zu einer Willensäußerung zu bewegen. Das Grab ihrer Eltern war alles, was sie von der Welt kannte, und sie dachte nicht, dass es darüber hinaus noch etwas anderes zu suchen gäbe.

„Aber die Bretagne“, sagte Frau Alberti zu ihr, „die Bretagne ist Dein Vaterland.“

„Dort sind sie nicht gestorben“, erwiderte Antonia mit einer Umarmung, „und die Erinnerung an sie lebt dort nicht weiter.“

